

HEYNE <

Das Buch

Sein Name ist Lang. Thomas Lang. Er ist ein Ex-Geheimdienstmann mit Nordirland-Erfahrung und guten Beziehungen, der seine Brötchen als sogenannter Sicherheitsberater verdient. Er kennt sich mit modernsten Waffen und Nahkampftechniken aus, aber nicht mit Frauen. Er liebt es, nachts mit 180 Sachen auf seiner Kawasaki ZZR 1100 durch Londons Innenstadt zu rasen, aber er hasst es, wenn man versucht, ihm den Arm zu brechen. Er weiß, wie man lautlos Menschen killt, aber er tut es eher ungern und schon gar nicht für Geld. Als man ihm in einer Bar in Amsterdam 100000 Dollar bietet, wenn er dafür einen amerikanischen Geschäftsmann namens Woolf umbringt, lehnt Lang deshalb unter Zuhilfenahme eines schmerzhaften Kunstgriffs dankend ab. Wieder zurück in London wird er dennoch von CIA und Secret Service in eine internationale Affäre um Drogen- und Waffenhandel verwickelt. Im Kampf um den Weltfrieden verbündet sich Lang mit Woolf und verliebt sich in dessen Tochter, doch dann werden die Woolfs entführt ...

Der Autor

Hugh Laurie, geboren 1959 als Sohn eines olympischen Goldmedaillengewinners im Rudern, studierte in Cambridge, wo er Stephen Fry kennenlernte. Gemeinsam bildeten die beiden ein höchst erfolgreiches Comedy-Duo in der BBC-Sketch-Serie *A Bit of Fry and Laurie*, für die Laurie auch das Drehbuch schrieb. An der Seite von Rowan Atkinson spielte er in der Serie *Blackadder*. Auf der Kinoleinwand war er in Komödien wie *Stuart Little* oder *101 Dalmatiner* zu sehen. In der Rolle des Dr. House in der gleichnamigen TV-Serie wurde er endgültig zur gefeierten Kultfigur. *Bockmist* ist sein erster Roman, dabei wollte er eigentlich bloß ein Tagebuch schreiben. Nach ein paar Wochen mit Einträgen wie »EastEnders gesehen, ein Stück Kuchen gegessen, Kinder gebadet« war er jedoch so gelangweilt von seinem eigenen Leben, dass er beschloss, ein Leben zu erfinden, das mit seinem rein gar nichts zu tun hat.

HUGH LAURIE

Bockmist

ROMAN

Aus dem Englischen
von Ulrich Blumenbach

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
THE GUN SELLER
erschien 1996 bei William Heinemann Ltd., London.

Der Roman erschien in Deutschland bereits 1997
unter dem Titel
DER WAFFENHÄNDLER



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super für Taschenbücher liefert Mochenwangen

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2008
Copyright © 1996 by Hugh Laurie
Copyright © 2008 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2008
Umschlagfoto: © Jason Stang / Solus-Veer / Corbis
Umschlaggestaltung: www.yellow-farm.com, S. Freischem
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43324-3

www.heyne.de

TEIL EINS

*Heut sah ich einen Menschen,
Der zu sterben nicht gewillt war.*

P. S. STEWART

Stellen Sie sich vor, Sie müssen jemandem den Arm brechen.

Den rechten oder den linken – spielt keine Rolle. Wichtig ist, Sie müssen ihn brechen, denn wenn nicht ... egal, das spielt auch keine Rolle. Sagen wir einfach, wenn nicht, passiert etwas Furchtbares.

Nun frage ich Sie: Brechen Sie den Arm schnell – knacks, hoppla, 'tschuldigung, kann ich Ihnen beim improvisierten Schienen behilflich sein –, oder ziehen Sie die Sache genüsslich in die Länge, erhöhen ab und zu in winzigen Stufen den Druck, bis der Schmerz rosa und grün und heiß und kalt und ganz generell brüllend unerträglich wird?

Jawohl. Genau. Das Richtige, das einzig Richtige ist, daß Sie es möglichst schnell hinter sich bringen. Brechen Sie den Arm, holen Sie den Brandy, seien Sie ein guter Bürger. Eine andere Antwort gibt es nicht.

Außer.

Außer außer außer.

Was ist, wenn Sie die Person am anderen Armende hassen? Und ich *meine* hassen, *richtig* hassen.

Diese Überlegung mußte ich jetzt in Betracht ziehen.

Ich sage jetzt und meine damals, meine den eben be-

schriebenen Augenblick; den Sekundenbruchteil, bevor mein Handgelenk die Stelle zwischen meinen Schulterblättern erreichte und mein linker Oberarmknochen in mindestens zwei, vielleicht auch mehr nur noch locker verbundene Stücke zerbrach.

Sehen Sie, der Arm, um den es hier geht, gehörte mir. Es geht nicht um den philosophischen Begriff des Arms. Die Knochen, die Haut, die Haare, die kleine weiße Narbe an der Ellenbogenspitze, die ich einer Ecke der Nachtspeicherheizung in der Grundschule von Gateshill verdanke – sie alle gehören mir. Und jetzt muß ich die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß der Mann, der hinter mir steht, mein Handgelenk gepackt hält und mit schon fast sexueller Inbrunst an meiner Wirbelsäule hochschiebt, mich haßt. Und ich *meine* Haß, *richtigen* Haß.

Er braucht ewig lange.

Er hieß Rayner. Vorname unbekannt. Mir jedenfalls und daher auch Ihnen,nehm' ich an.

Ich vermute, irgendwer irgendwo muß seinen Vornamen gekannt haben – muß ihn darauf getauft, ihn damit zum Frühstück gerufen und ihm beigebracht haben, wie man ihn schreibt –, und jemand anders muß ihn mitsamt der Einladung zu einem Drink durch eine Bar gebrüllt, beim Sex gehaucht oder in das entsprechende Kästchen des Lebensversicherungsformulars geschrieben haben. Ich weiß, daß all das geschehen sein muß. Man kann's bloß nicht glauben.

Rayner war nach meiner Schätzung zehn Jahre älter als ich. Das geht in Ordnung. Damit hab' ich keine Probleme. Ich habe herzliche Beziehungen und Nichtarmbruchs-pakte mit jeder Menge Leute, die zehn Jahre älter sind als

ich. Menschen, die zehn Jahre älter sind als ich, sind im großen und ganzen hochachtbar. Aber Rayner war außerdem zehn Zentimeter größer als ich, fünfundzwanzig Kilo schwerer und mindestens acht Gewalteinheiten, egal wie Sie die messen, gewalttätiger. Er war häßlicher als ein Parkhaus, hatte einen großen, unbehaarten Schädel, der Löcher und Beulen wie ein Luftballon voller Schraubenschlüssel aufwies, und seine abgeplattete Boxernase, die jemand ihm mit der linken Hand ins Gesicht gezeichnet haben mußte, vielleicht aber auch mit dem linken Fuß, breitete sich in einem mäandrierenden schiefen Delta unter der klobigen Stirnplatte aus.

Und allmächtiger Gott, was für eine Stirn! Ziegelsteine, Messer, Flaschen und vernünftige Argumente waren im Lauf der Zeit wirkungslos von dieser wuchtigen Frontalebene abgeprallt und hatten nur unmerkliche Dellen zwischen den tiefen und weit verteilten Poren hinterlassen. Ich glaube, er hatte die tiefsten und weitestverteilten Poren, die ich je auf einer Menschenhaut gesehen habe, und ich mußte unwillkürlich an den städtischen Golfplatz in Dalbeattie denken, damals nach dem langen und trockenen Sommer '76.

Wenn wir uns nun den seitlichen Erhebungen zuwenden, so sehen wir, daß man Rayner vor langer Zeit die Ohren erst abgebissen und dann wieder an den Schädel gespuckt hatte, denn das linke war eindeutig verkehrt herum angebracht oder umgekrempt oder sonst einer Prozedur unterzogen worden, jedenfalls starrte man es einige Zeit begriffsstutzig an, bevor man dachte: »Ach, das ist ein Ohr.«

Und um das Maß vollzumachen, falls Sie noch nicht auf den Trichter gekommen sind, trug Rayner eine schwarze Lederjacke über einem schwarzen Rollkragenpullover.

Aber Sie sind natürlich längst auf den Trichter gekommen. Rayner hätte in schimmernde Seide schlüpfen und sich eine Orchidee hinter jedes Ohr klemmen können, und trotzdem hätten verschreckte Passanten ihm erst Geld gegeben und sich dann gefragt, ob sie ihm was schuldeten.

Ich schuldete ihm zufälligerweise kein Geld. Rayner gehörte zu dem auserlesenen Völkchen, dem ich überhaupt nichts schuldig war, und wären wir uns etwas sympathischer gewesen, hätte ich ihm und seinesgleichen ein besonderes Krawattenmuster als Mitgliedsabzeichen vorgeschlagen. Vielleicht ein Motiv mit Wegelagerern.

Aber, wie gesagt, wir waren uns nicht sonderlich sympathisch.

Ein einarmiger Nahkampfausbilder namens Cliff (ich weiß, der Witz hat einen Bart: Ja, er lehrte Nahkampf mit bloßen Händen, obwohl er bloß eine hatte – manchmal ist das Leben eben so) hat mir mal erklärt, daß man sich Schmerz immer selbst zufügt. Andere tun dir etwas an – schlagen dich, stechen auf dich ein oder versuchen, dir den Arm zu brechen –, aber den Schmerz erschaffst du selbst. Deswegen, sagte Cliff, der mal vierzehn Tage in Japan verbracht hatte und sich seither bemüßigt fühlte, seinen wißbegierigen Schützlingen mit derlei Zinnober die Zeit zu stehlen, deswegen steht es jederzeit in deiner Macht, den Schmerz zum Verschwinden zu bringen. Drei Monate später wurde Cliff bei einer Kneipenschlägerei von einer 55-jährigen Witwe umgebracht, also werde ich wohl nicht mehr dazu kommen, die Sache klarzustellen.

Schmerz ist ein Ereignis. Er stößt einem zu, und man lindert ihn mit allem, was man gerade auf Lager hat.

Mein einziger Vorteil war, daß ich bislang noch keinen Mucks von mir gegeben hatte.

Das hatte nichts mit Tapferkeit zu tun, wohlgemerkt, ich war einfach noch nicht dazu gekommen. Bis zu diesem Augenblick waren Rayner und ich in verschwitztem Männer-schweigen gegen Wände und Möbel geknallt und hatten nur ab und zu gegrunzt, um dem anderen zu zeigen, daß wir noch bei der Sache waren. Aber jetzt, da mich noch maximal fünf Sekunden von der Ohnmacht oder einem Knochenbruch trennten, hielt ich den idealen Zeitpunkt für gekommen, eine neue Waffe anzuwenden. Und etwas anderes als Lärm fiel mir nicht ein.

Also holte ich tief Luft, richtete mich auf, um sein Gesicht so nah wie möglich hinter mir zu haben, hielt kurz die Luft an und stieß dann das aus, was japanische Kampfsportler *kiai* nennen – Sie würden es wahrscheinlich als sehr lautes Gebrüll bezeichnen, und damit lägen Sie auch nicht so falsch –, einen Schrei von so blendender, schockierender »Was zum Teufel war denn das?«-Stärke, daß ich selbst Angst bekam.

Auf Rayner hatte das so ziemlich den erwünschten Effekt, denn er glitt unwillkürlich zur Seite und lockerte ungefähr eine Zwölftelsekunde lang die Arumklammerung. Ich stieß ihm den Kopf mit aller Kraft ins Gesicht, spürte, wie sich die Knorpel seiner Nase der Form meines Hinterkopfs anpaßten und samtige Nässe sich über meine Kopfhaut ausbreitete, dann lupfte ich meinen Absatz in Richtung seiner Leiste, schubberte innen am Schenkel hoch und vertiefte ihn in ein imposantes Genitalienpaket. Als die Zwölftelsekunde vorbei war, brach Rayner mir nicht mehr den Arm, und ich merkte plötzlich, daß ich schweißnaß war.

Ich trat einen Schritt von ihm zurück, tänzelte auf den Zehenspitzen wie ein sehr alter Bernhardiner und sah mich nach einer Waffe um.

Dieser Profi-Amateur-Kampf über eine Runde à fünfzehn Minuten wurde in einem kleinen, geschmacklos eingerichteten Wohnzimmer in Belgravia ausgetragen. Der Innenarchitekt (oder die Innenarchitektin) hatte vollendet scheußliche Arbeit geleistet, wie das alle Innenarchitekten tun, jedes einzelne Mal, durchweg und ausnahmslos – aber in diesem Fall traf sich seine oder ihre Vorliebe für schwere, bewegliche *Objets d'art* mit der meinen. Mit dem heilen Arm wählte ich einen fünfundvierzig Zentimeter großen Buddha vom Kaminsims und stellte fest, daß die Ohren des kleinen Bur-schen einen idealen Griff für einhändige Spieler boten.

Rayner kniete inzwischen und kotzte einen chinesischen Teppich voll, dessen Farbe dadurch ungemein an Reiz gewann. Ich ging in Position, zielte, holte mit der Rückhand aus und plombierte ihm mit der Ecke des Buddhasockels die weiche Stelle hinter dem linken Ohr. Ein dumpfes, flaches Geräusch ertönte, wie es nur angegriffenes menschliches Gewebe von sich gibt, und Rayner fiel auf die Seite.

Ich überzeugte mich nicht groß, ob er noch lebte. Das finden Sie vielleicht herzlos, aber so bin ich nun mal.

Ich wischte mir den Schweiß vom Gesicht und ging in die Diele hinüber. Ich wollte horchen, aber selbst wenn sich im Haus oder draußen auf der Straße etwas gerührt hätte, wäre es mir wohl entgangen, denn mein Herz führte sich auf wie ein Preßluftbohrer. Vielleicht lärmte draußen auch wirklich ein Preßluftbohrer. Ich war zu sehr damit beschäftigt, koffergroße Luftbrocken einzuatmen, als daß ich etwas gemerkt hätte.

Ich öffnete die Haustür und spürte sofort kühlen Niesel-

regen im Gesicht. Er mischte sich mit dem Schweiß und verdünnte ihn, verdünnte den Schmerz im Arm, verdünnte alles, und ich schloß die Augen und ließ es regnen. Es gehörte zum Schönsten, was ich je erlebt habe. Ihrer Ansicht nach habe ich dann vielleicht ein armseliges Leben hinter mir. Aber schauen Sie, das hängt doch alles vom Kontext ab.

Ich lehnte die Tür an, ging zum Bürgersteig hinunter und zündete mir eine Zigarette an. Schrittweise und unwillig beruhigte sich mein Herz, und nach einiger Zeit folgte ihm mein Atem. Im Arm tobte der Schmerz, und ich wußte, daß er mich einige Tage, wenn nicht Wochen, begleiten würde, aber wenigstens war es nicht der Arm, den ich zum Rauchen brauchte.

Ich ging ins Haus zurück. Rayner lag noch so da, wie ich ihn verlassen hatte, in einer Lache aus Erbrochenem. Er war tot oder schwer verletzt, und beides konnte mir mindestens fünf Jahre einbringen. Zehn, wenn ich für schlechte Kinderstube eine Zugabe bekam. Und so wie das hier aussah, war sie schlecht gewesen.

Sehen Sie, ich war schon im Gefängnis. Nur drei Wochen und nur in Untersuchungshaft, aber wenn man zweimal täglich mit einem einsilbigen West-Ham-Fan Schach spielen muß, der Hass auf die eine Hand tätowiert hat und Hass auf die andere – und in dessen Schachspiel sechs Bauern, alle Türme und zwei Läufer fehlen –, dann lernt man, die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens zu schätzen. Beispielsweise, nicht im Gefängnis zu landen.

Ich hing diesen und verwandten Gedanken nach, dachte an all die heißen Länder, die ich nie gesehen hatte, als mir klarwurde, daß dieses Geräusch – dieses leise, dielenknarrende, schabende Kratzgeräusch – definitiv nicht von meinem Herzen herrührte. Ebenso wenig von meiner Lunge

oder aus anderen Regionen meines geschundenen Körpers. Dieses Geräusch stammte eindeutig aus der Außenwelt.

Jemand oder etwas machte sich an das absolut aussichtslose Unterfangen, geräuschlos die Treppe herabzukommen.

Ich ließ den Buddha, wo er war, griff nach einem potthäßlichen Tischfeuerzeug aus Alabaster und glitt zur ebenfalls potthäßlichen Tür. Wie man denn eine potthäßliche Tür entwerfen könne, fragen Sie sich? Nun, es ist nicht ganz einfach, zugegeben, aber glauben Sie mir, tüchtige Innenarchitekten schütteln so was vor dem Frühstück aus dem Ärmel.

Ich versuchte die Luft anzuhalten, schaffte es nicht und wartete geräuschvoll. Irgendwo ging Licht an, blieb an, ging wieder aus. Eine Tür öffnete sich, Pause, auch da nichts, schloß sich. Keine Bewegung. Nachdenken. Mal im Wohnzimmer nachschauen.

Ich hörte Stoffrascheln, leises Füßetappen, und plötzlich entkrampfte sich meine Umklammerung des alabasternen Feuerzeugs, und fast erleichtert lehnte ich mich an die Wand. Selbst in meinem verschreckten und verwundeten Zustand hätte ich die Hand dafür ins Feuer gelegt, daß Nina Riccis Fleur de Fleurs einfach kein Kampfgas ist.

Sie blieb in der Tür stehen und sah sich im Zimmer um. Das Licht war aus, aber die Vorhänge standen weit offen, und von der Straße fiel genug Licht herein.

Ich wartete, bis sie Rayner erblickt hatte, bevor ich ihr die Hand auf den Mund preßte.

Wir tauschten die üblichen Nettigkeiten aus, die Hollywood und der Knigge vorschreiben. Sie versuchte zu schreien und mich in die Hand zu beißen, und ich sagte,

sie solle still sein, denn ich würde ihr nur weh tun, wenn sie schreie. Sie schrie, und ich tat ihr weh. Reine Routine das Ganze.

Nach einiger Zeit setzte sie sich auf das scheußliche Sofa und hielt sich an einem Wasserglas Brandy fest, wie ich dachte, aber es stellte sich als Calvados heraus, und ich stand an der Tür und stellte mein gewieftes »Psychiatrisch bin ich eins a«-Lächeln zur Schau.

Rayner hatte ich auf die Seite gerollt, in eine Art stabile Seitenlage, damit er nicht an der eigenen Kotze erstickte. Oder der eines anderen, was das anging. Sie wollte aufstehen, an ihm rumspielen und nachschauen, ob alles in Ordnung war – Kissen, feuchte Umschläge, Bandagen, alles, womit der Gaffer sein Gewissen beruhigt –, aber ich sagte, sie solle gefälligst sitzen bleiben, ich hätte schon einen Krankenwagen gerufen, außerdem sei es sowieso besser, ihn in Ruhe zu lassen.

Sie hatte zu zittern begonnen. Es fing in den Händen an, die das Glas festhielten, wanderte zu den Ellbogen und Schultern hoch und wurde jedesmal schlimmer, wenn sie Rayner ansah. Sicher, Zittern ist keine außergewöhnliche Reaktion, wenn man mitten in der Nacht eine Mischung aus Leiche und Kotze auf seinem Teppich vorfindet, aber ich wollte nicht, daß sich ihr Zustand verschlimmerte. Als ich mir am Alabasterfeuerzeug eine Zigarette anzündete – genau, sogar die Flamme war potthässlich –, versuchte ich, möglichst viele Informationen aufzunehmen, bevor sie dank des Calvados ihr Betriebssystem booten und eine Menge Fragen stellen konnte.

Ihr Gesicht sah ich gleich dreimal im Zimmer: einmal als Foto in einem Silberrahmen auf dem Kaminsims, da trug sie eine Ray Ban und baumelte an einem Skilift; ein-

mal auf einem riesigen und greulichen Ölgemälde, das am Fenster hing und das jemand gemalt haben mußte, der ihr nicht besonders grün war; schließlich und endlich das entschieden schönste Exemplar auf dem Sofa in drei Meter Entfernung.

Sie konnte höchstens neunzehn sein, hatte ein breites Kreuz und langes braunes Haar, das winkte und grüßte, bevor es hinter dem Rücken verschwand. Die hohen, ausgeprägten Wangenknochen ließen orientalisches Blut errahnen, aber die Ahnung schwand, sobald man zu den Augen kam, die rund und groß und leuchtend grau waren. Wenn das geht.

Sie trug einen Morgenrock aus roter Seide und einen eleganten Hausschuh mit kunstvoll eingewirkten Goldfäden über den Zehen. Ich schaute mich im Zimmer um, aber sein Partner war nirgends zu sehen. Vielleicht konnte sie sich nur einen leisten.

Sie hustete einen Frosch aus dem Hals.

»Wer ist das?«, fragte sie.

Schon bevor sie den Mund aufmachte, hätte ich schwören können, daß sie Amerikanerin war. Zu gesund für alles andere. Und wo kriegen die bloß diese Zähne her?

»Er hieß Rayner«, sagte ich und merkte dann, daß diese Antwort zu wünschen übrig ließ. »Er war ein sehr gefährlicher Mann.«

»Gefährlich?«

Das schien sie zu beunruhigen, und wer wollte ihr das verdenken? Vermutlich dachte sie gerade dasselbe wie ich: Wenn Rayner gefährlich war und ich ihn getötet hatte, dann machte mich das hierarchiemäßig sehr gefährlich.

»Gefährlich«, wiederholte ich und beobachtete sie, als

sie wegsah. Sie schien nicht mehr so zu zittern, und das war ein gutes Zeichen. Aber vielleicht marschierte ihr Zittern jetzt auch nur im Gleichschritt mit meinem, so daß es mir weniger auffiel.

»Und ... was hatte er hier zu suchen?«, fragte sie schließlich. »Was wollte er?«

»Schwer zu sagen.« Jedenfalls schwer für mich. »Vielleicht war er hinter dem Geld her, vielleicht auch dem Silber ...«

»Soll das heißen ... er hat es Ihnen nicht gesagt?« Ihre Stimme wurde plötzlich laut. »Sie schlagen diesen Mann, ohne zu wissen, wer er war? Was er wollte?«

Trotz des Schocks schienen ihre grauen Zellen ganz schön fix auf Touren zu kommen.

»Ich hab' ihm eins übergeben, weil er mich umbringen wollte«, sagte ich. »So bin ich nun mal.«

Ich versuchte ein spitzbübisches Lächeln, erwischte mich dabei im Spiegel über dem Kaminsims und merkte, daß es ziemlich mißglückt war.

»So sind Sie nun mal«, wiederholte sie lieblos. »Und *wer* sind Sie?«

Nun ja. Da galt es, äußerst behutsam aufzutreten. Die Lage war verfahren genug, aber sie konnte eine noch schlimmere Wende nehmen.

Ich versuchte überrascht auszusehen, vielleicht mit einer Prise Gekränktheit.

»Soll das heißen, Sie kennen mich nicht?«

»Genau.«

»Oh. Komisch. Fincham. James Fincham.« Ich streckte ihr die Hand hin. Sie ergriff sie nicht, also verwandelte ich die Bewegung in eine nonchalante Geste, mir durchs Haar zu fahren.

»Das ist ein Name«, sagte sie. »Damit weiß ich nicht, wer Sie sind.«

»Ich bin mit Ihrem Vater befreundet.«

Sie dachte kurz darüber nach.

»Geschäftsfreunde?«

»Sozusagen.«

»Sozusagen.« Sie nickte. »Sie heißen James Fincham, Sie sind sozusagen ein Geschäftsfreund meines Vaters, und Sie haben bei uns zu Hause soeben einen Mann ermordet.«

Ich legte den Kopf auf die Seite und versuchte auszu-drücken, ganz recht, manchmal ist das Leben eine Hühner-leiter. Sie bleckte wieder die Zähne.

»Und das ist alles, ja? Das ist Ihr Lebenslauf?«

Ich probierte eine Neuauflage des spitzbübischen Lächelns, hatte aber wieder keinen Erfolg.

»Moment mal«, sagte sie.

Sie sah Rayner an und richtete sich plötzlich etwas auf, als wäre ihr gerade ein Gedanke gekommen.

»Sie haben nirgends angerufen, stimmt's?«

Wenn ich's mir so überlegte und alles berücksichtigte, mußte sie doch eher vierundzwanzig sein.

»Sie meinen ...« Jetzt kam ich ins Schwimmen.

»Ich meine«, sagte sie, »daß gar kein Krankenwagen kommt. Herrgott.«

Sie stellte das Glas neben ihren Füßen auf dem Teppich ab, stand auf und ging zum Telefon.

»Hören Sie«, sagte ich, »bevor Sie irgendwelche Dummheiten machen ...«

Ich ging auf sie zu, aber als sie herumwirbelte, wurde mir schlagartig klar, daß Stillstehen vermutlich die klügere Taktik war. Ich hatte keine Lust, mir wochenlang Telefonhörer-splitter aus dem Gesicht pulen zu müssen.

»Sie bleiben schön, wo Sie sind, Mr James Fincham«, zischte sie mich an. »Das ist durchaus keine Dummheit. Ich rufe einen Krankenwagen, und ich rufe die Polizei. Dieses Vorgehen wird weltweit empfohlen. Männer mit großen Stöcken kommen her und nehmen Sie mit. Mit Dummheit hat das nichts zu tun.«

»Passen Sie auf«, sagte ich, »ich war nicht ganz ehrlich zu Ihnen.«

Sie wandte sich zu mir und kniff die Augen zusammen. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie kniff sie horizontal zusammen, nicht vertikal. Richtiger wäre vielleicht die Formulierung, sie verkürzte die Augen, aber so was sagt ja kein Mensch.

Sie kniff die Augen zusammen.

»Verdammt, was meinen Sie mit ›nicht ganz ehrlich‹? Sie haben mir nur zwei Dinge verraten. Und jetzt wollen Sie mir weismachen, eins davon war gelogen?«

Sie hatte mich in die Enge getrieben, das war gar keine Frage. Ich steckte in der Klemme. Andererseits hatte sie bisher nur die erste Neun gewählt.

»Ich heiße wirklich Fincham«, sagte ich, »und ich kenne Ihren Vater.«

»Ach nein, und welche Zigarettenmarke raucht er?«

»Dunhill.«

»Hat im ganzen Leben keine Zigarette angerührt.«

Vielleicht war sie doch Ende zwanzig. Dreißig zur Not. Ich holte tief Luft, während sie die zweite Neun wählte.

»Gut, dann kenn' ich ihn eben nicht. Aber ich will Ihnen doch bloß helfen.«

»Klar doch, Sie sind hier, um die Dusche zu reparieren.«

Dritte Neun. Spiel deinen Trumpf aus.

»Jemand will ihn umbringen«, sagte ich.

Ein leises Klicken ertönte, und irgendwo fragte irgendwer, was wir wünschten. In Zeitlupe drehte sie sich zu mir und hielt den Hörer vom Gesicht weg.

»Was haben Sie gesagt?«

»Jemand will Ihren Vater umbringen«, wiederholte ich.
»Ich weiß nicht, wer, und ich weiß nicht, warum. Aber ich will ihn aufhalten. Das ist mein Job, und deswegen bin ich hier.«

Sie sah mich lange und durchdringend an. Im Hintergrund tickte eine potthäßliche Uhr.

»Dieser Mann«, ich zeigte auf Rayner, »hatte damit zu tun.«

Ich merkte, daß sie das unfair fand, denn Rayner hatte schlechte Karten, wenn er mir widersprechen wollte; ich fuhr in leiserem Ton fort und sah mich ängstlich um, als fände ich das alles genauso mysteriös und verstörend wie sie.

»Ich weiß nicht, ob er kam um zu töten«, sagte ich, »wir sind kaum zum Plaudern gekommen. Aber unmöglich ist es nicht.« Sie starrte mich weiter an. Die Vermittlung quakte Hallos in die Leitung und versuchte wahrscheinlich schon, den Anruf zurückzuverfolgen.

Sie wartete. Worauf, weiß ich nicht genau.

»Krankenwagen«, sagte sie schließlich und ließ mich nicht aus den Augen, dann drehte sie sich ein Stück weg und diktierte die Adresse. Sie nickte, legte den Hörer ganz, ganz langsam auf die Gabel und wandte sich wieder zu mir. Es entstand eine dieser Pausen, bei denen man von Anfang an weiß, daß sie ziemlich lang werden, also klopfte ich mir eine Zigarette heraus und bot ihr das Päckchen an.

Sie kam auf mich zu und blieb stehen. Sie war kleiner,

als sie am anderen Zimmerende gewirkt hatte. Ich lächelte noch einmal, sie nahm eine Zigarette aus der Packung, zündete sie aber nicht an. Sie spielte bloß seelenruhig damit herum, und dann richtete sie ein Paar graue Augen auf mich.

Ich sage *ein* Paar. Ich meine ihr Paar. Sie holte kein Paar eines x-beliebigen Menschen aus der Schublade und richtete es auf mich.

Sie richtete ihre eigenen großen, blassen, grauen, blasen, großen Augen auf mich. Augen, die einen erwachsenen Mann dazu bringen können, dummes Zeug zu brabbeln. Herrschaftszeiten, rei dich zusammen!

»Sie sind ein Lügner«, sagte sie.

Nicht verärgert. Nicht verängstigt. Ganz nüchtern. Sie sind ein Lügner.

»Ich geb's zu«, sagte ich, »im allgemeinen schon. Aber in diesem speziellen Moment sage ich rein zufällig die Wahrheit.«

Sie starrte mir weiter ins Gesicht, wie ich das manchmal nach dem Rasieren mache, aber sie schien auch nicht mehr Antworten zu bekommen als ich. Dann blinzelte sie einmal, und nach diesem Blinzeln war die Situation nicht mehr dieselbe. Etwas wurde entschärft oder abgeschaltet, zumindest aber leicht runtergedreht. Ich atmete auf.

»Warum sollte jemand meinen Vater umbringen?« Sie sprach leiser als vorher.

»Ehrlich, ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich habe gerade erst erfahren, daß er Nichtraucher ist.«

Sie sprach einfach weiter, als hätte sie mich gar nicht gehört.

»Verraten Sie mir doch«, sagte sie, »woher Sie das alles wissen, Mr Fincham.«

Jetzt wurde es brenzlich. Richtig brenzlich. Brenzlich hoch drei.

»Man hat mir den Auftrag angeboten«, sagte ich.

Sie hielt die Luft an. Will sagen, sie hörte buchstäblich auf zu atmen. Und machte nicht den Eindruck, als wollte sie in nächster Zeit wieder damit anfangen.

Ich sprach mit aller verfügbaren Gelassenheit weiter.

»Jemand hat mir eine Menge Geld angeboten, damit ich Ihren Vater umbringe«, sagte ich, und sie runzelte ungläubig die Stirn. »Ich habe abgelehnt.«

Das hätte ich nicht sagen sollen. Auf gar keinen Fall.

Wenn es Newtons Dritten Hauptsatz der Konversation gäbe, dann konstatierte er, daß jede Aussage eine gleichwertige und entgegengesetzte Aussage impliziert. Der Satz, ich hätte abgelehnt, strich die Möglichkeit heraus, ich hätte annehmen können. Was ich im Augenblick nur ungern im Raum stehen hatte.

Aber sie fing wieder an zu atmen, also war es ihr vielleicht entgangen.

»Warum?«

»Warum was?«

Ihr linkes Auge hatte einen dünnen Grünstreifen, der von der Pupille aus nach Nordosten verlief. Ich stand da, sah ihr in die Augen und versuchte, ihr nicht in die Augen zu sehen, denn im Moment saß ich schon tief genug in der Patsche. In vielerlei Hinsicht.

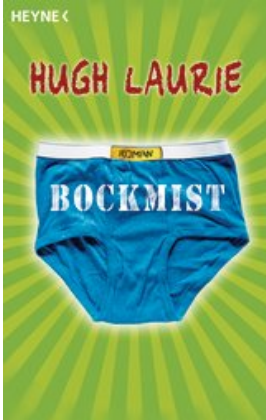
»Warum haben Sie abgelehnt?«

»Weil ...«, setzte ich an und stockte, denn das durfte keinesfalls schiefgehen.

»Ja?«

»Weil ich keine Leute umbringe.«

Es entstand eine Pause, in der sie das aufnahm und sich



Hugh Laurie

Bockmist

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43324-3

Heyne

Erscheinungstermin: März 2008

Hugh Laurie ist Dr. House!

Sein Name ist Lang. Thomas Lang. Er ist ein sogenannter Sicherheitsberater, kennt sich mit modernsten Waffen und Nahkampftechniken aus, aber nicht mit Frauen. Und ausgerechnet in eine solche verliebt er sich, als er in eine internationale Affäre um Drogen- und Waffenhandel verwickelt wird. Bockmist eben!